

(Nachdruck verboten.)

Frederik Tapbjergs Pflugessen.

1) Von Jeppe Kajzär.

Autorisierte Uebersetzung von Theobald Böcker.

Es war nicht gerade ein gemächliches Leben, das Frederik Tapbjerg da draußen auf der Flestjärheide, eine viertel Meile entfernt vom Kirchdorf, führte, denn stand er nicht in schweren Holzschuhen Torf knetend im Moor, so arbeitete er als Tagelöhner für die Bauern ringsherum.

So hatte er sich nun fünfzig Jahre lang durchgeschlagen. Davon aber verlautet nichts, daß Verwandtschaft und Gönner bei dieser schönen Gelegenheit Einladungen zu einem Jubiläumessen mit den üblichen Trinksprüchen und dem nötigen Zubehör von Silberfachen ergehen ließen.

Er war einer von diesen Tausenden schwer arbeitenden Menschen, die namenlos durchs Leben gehen und gleich den Regenwürmern ihr nutzbringendes Werk im Dunkel verrichten.

Sicherlich stammte er draußen aus der Grönhøj-Gegend und war ein Abkömmling von den sogenannten Kartoffel-deutschen. Das meinte man an seinen mißgestalteten Händen zu erkennen, deren Finger, wie bei den meisten Leuten dieses Stammes, an den Enden stumpf abgearbeitet waren von dem unablässigen Scharren nach Kartoffeln, diesem Wüstenmanna hier im dunklen Sand der Ahlheide.

Frederik hatte selbstverständlich eine Frau, wie jeder honette, sich schwer abplagende Mensch hier zu Lande, und er hatte sich mit ihr verheiratet aus Gründen, die weder neu noch ungewöhnlich waren.

Eine war zwei Jahre lang sein Arbeitsgenosse gewesen, als sie ihn eines Tages zur Erntezeit beiseite zog und ihm mit einer Offenheit, die nur die Gnadengabe eines guten Gewissens ist, diese kurze Mitteilung machte:

„Ja, Frederik, nu bin ich dick von Dir!“

Frederik rief sich ein paarmal am Hofenbein, schärfte seine Sense mit außergewöhnlich harten und heftigen Strichen und hieb auf den Hafer mit solcher Raserei ein, daß Lina in der Hast, nicht zurückzubleiben, zwei Backen ihrer Harke zerbrach und endlich außer sich vor Anstrengung stöhnte:

„Ach, Frederik, mach doch man nicht so furchtbar hastig! Soll ich mir denn ganz und gar die Luft abrennen? Ich glaub, ich hab keinen trockenen Faden mehr im Hemd.“

Drei Wochen später kaufte Frederik dann von seinem Dienstherrn jenes vierkantige Stück brachliegenden Heidelandes, wo kaum für einen Raben, geschweige denn für Menschen Nahrung zu finden war.

Aber unverdrossen schlug Frederik aus wenigen schwachen Bäumen das Gerüst auf, bedeckte es oben mit Heidekraut, und die dünne, graue Lehmwand, die die Räume zwischen den krummen Pfählen ausfüllte, sicherte er gegen die Winterkälte mit einer schützenden Lage fest zusammengeklopften Heidetorfes, der sich ganz hinauf bis unter das Heidekrautdach erstreckte und nur hier und da Platz ließ für einen halben Fensterrahmen.

Die Heide, die um das Haus herum lag, hatte er umgegraben, die Furchen standen offen und das Heidekraut lag überall auf der Lauer, um sofort wieder Wurzel zu fassen.

Aber Frederik ging doch darauf los und schlug sich so lange mit dem widerspenstigen Heidekraut wie mit den großen Wurzeln des Gintfers herum, daß bald ein paar Koppel Schafe ihre Hanfstreide über den Sandboden schleppten und mit ihren weißen Zähnen unaufhörlich die spärlichen, gallenbitteren Blätter des wilden Sauerampfers abrupften.

Wald wurde auch eine Kuh in den Viehstand einrangi.

Alt war sie und einen Hängebauch hatte sie, und mager und knochig war sie am ganzen Körper, aber die Milch war gut genug, und „wenn sie mal gemolken war, hörte die Milch einem doch selbst zu“, meinte Lina.

Aber das, was am besten gedieh bei Frederik Tapbjerg, wie bei den meisten seines Standes und seiner Stellung, war allemal die Kinderzhar. Es wurde immer schwieriger, sie so „einzustellen“, daß sie alle nach dem einen Grünnapf langen konnten.

Zu denen, die sich bekreuzten über diesen Schwarm von Strolchen — meist Knaben —, die stets vor Frederik Tapbjergs Haustür herumlungerten, pflegte er scherzend zu sagen, daß er die Produktion nicht eher einstellen werde, als bis ihrer so viele seien, daß sie, sich die Hände reichend, die Gütte umringen und einen Kettenanz aufführen könnten.

Und Frederik fühlte sich geradezu gekipelt in seinem Vaterstolz, wenn er spät abends draußen vom Moor heimkehrte und ihm weit hinaus auf dem Heideweg eine Reihe wettlaufender Heimer Kinder entgegenkam, deren Barhäupter glänzten wie die Blüten des Wollgrases auf dunklem Heidegrund.

Und wie unaufhörlich ging nicht das Gepolauer, wenn das eine Kind den Torfstecher entgegennahm, ein anderes den Spaten, ein drittes den Vierbuddel, während dem Kleinsten die Nase gepußt und es auf Frederiks Nacken gehoben wurde. Von dort aus sah das Kind mit weit offenen, verwunderten Augen hinaus über das nächtliche Heideland und empfangt so den ersten Eindruck von der Größe der Welt, während es den starken Schweißdunst spürte, der von Vaters gebeugten Schultern aufstieg.

Nach und nach, wie die kleinen Strolche groß wurden, kamen sie fort von dem väterlichen Grünnapf und wurden Dienstjungen und Knechte bei den Bauern, bis auch sie eines schönen Tages mit ihrer Herzallerliebsten über den Rubikon gingen, um unmittelbar darauf — just wie vor ihnen der Vater — sich auf ihr engumgränztes Bierkant zurückziehen, der Heideboden umzugraben und das „Verbrechen“ in lebenslänglicher Sklavenarbeit zu sühnen, indem sie die Kartoffeln essende Bevölkerung um ein Vielfaches vermehrten.

Jeder, der in dieser Gegend herumstreift, kann jetzt noch in dunklen Nächten die Lichter ihrer Hütten über die Heide blinken sehen.

Die erste Zeit, nachdem Frederik Freisasse geworden war, glaubte er, daß er, alle Kräfte anspannend, das elende Stück Erdboden zwingen könnte, so viel einzubringen, wie zur Erhaltung der Familie notwendig war.

Da sah man ihn schon um drei, vier Uhr morgens auf dem Acker stehen und herumwirtschaften mit Schaufel und Spaten. Durch Graben in die Tiefe hoffte er neue fruchtbare Erdschichten an die magere Oberfläche zu bringen, aber immer stieß sein Spaten nur tiefer in den Sand, so hart und rauh, daß es freischte.

Da hielt er eines Tages mitten in der Magererei an und sah müde und mit trüben Widen auf all den gelben Sandjammer, den er zutage gefördert hatte.

Seine Hände schmerzten und sein Hemd war durch und durch naß von Schweiß.

Was half ihm diese Sklavenarbeit auf dem undankbaren Boden, der für einen Regenwurm nicht Nahrung bot, viel weniger für eine Schar hungriger Menschenkinder!

Nein, er mußte nun doch wohl den langen Weg nach dem Dorfe wandern und wieder Arbeit suchen bei den Bauern, und Lina mußte die Kuh hinausführen an den Chaussee-graben.

Und doch, wie hatte er sich gefreut, sein eigener Herr zu werden, statt sich beständig für andere mit der mühseligsten Arbeit abzuplagen!

Er, der so weit draußen vor dem Dorfe wohnte, war besonders unglücklich daran. Man war fast schon ganz müde, bevor man den Arbeitsplatz erreichte.

Aufstehen mußte er schon um halb vier, und fort mußte er mit nüchternem Magen nach dem Bauernhof, wo er seine Arbeit hatte, um teilnehmen zu können am Frühstück der Dienstleute, das fast immer aus demselben Gericht bestand: zerstückelte Brotkanten, die in einer Schüssel abgebrühter Milch herumschwammen. Dann gabs vielleicht noch eine Pfanne geschmorter Kartoffeln mit kleingeschnittenen Speckstücken, ein Gericht, das Frederik hochschätzte und das sein eigener Haushalt nur selten zu bieten vermochte.

Es versteht sich von selbst, daß immer die schwerste Arbeit für ihn aufgehoben wurde, denn es hieß doch immer schon: man soll auch was verlangen von seinem Tagelöhner.

Und wenn er gegen 11 Uhr abends heimkehrte zu seiner Heidetorschütte mit den elenden drei bis vier Schilling in der Tasche, die des Tages Mühen ihm eingebracht hatten,

War er so müde und abgesspannt, daß er die fürchterlich dumpfe Luft gar nicht spürte, die gleichsam von der Decke herabhing und wie mit Bleigewicht auf all den kleinen im Schlafe arbeitenden Lungen lastete, und daß er am liebsten gleich mit den Kleidern auf dem Leibe zu Bette gehen mochte.

Sobald Frederik Zapberg erkannt hatte, daß sein Stück Land nicht die Spur magischer Kräfte in der Tiefe verbarg, sondern nichts als eitel armselige Oberfläche war, wurde es ihm auch klar, daß der Pflug den Spaten ablösen mußte, damit der Roggen über ein größeres Areal verteilt werden konnte. War er erst einmal richtig gefaßt, dann kam doch gewiß auch etwas auf davon.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Theising.

Bereits vor mehreren Monaten haben wir uns in einer naturwissenschaftlichen Uebersicht (vergl. Unterhaltungsbeilage vom 22. Januar 1907) eingehend mit den wichtigsten und charakteristischsten Bewegungserscheinungen im Pflanzenleben beschäftigt. Eine weit größere Rolle spielt die Bewegung und besonders die Fortbewegung im tierischen Leben. Ja, die Zeiten liegen noch gar nicht so weit zurück, da man gerade in den Bewegungserscheinungen ein wichtiges Merkmal zur Trennung der organischen Welt in die beiden gewaltigen Reiche der Tiere und Pflanzen erblickte. Heute freilich wissen wir, daß dieses Trennungsmerkmal nicht aufrechterhalten werden kann, daß die Bewegungen der Tiere und Pflanzen nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden sind. Es ist eine allgemeine Eigenschaft des Zellstoffes (Protoplasma), jenes wunderbaren Stoffes, an den alle Lebensäußerungen gebunden erscheinen, daß er kontraktile ist, oder, mit anderen Worten, die Fähigkeit besitzt, sich auszudehnen und zusammenzuziehen. Wenn wir unter dem Mikroskop ein Wechselftierchen (Amoebae), eines jener niedersten tierischen Lebewesen betrachten, erscheint es zuerst, von dem hellen Lichte beunruhigt, als ein unscheinbares, rundliches Schleimklümpchen. Bald jedoch hat sich das Tierchen mit den ungewohnten Verhältnissen ausgesöhnt, sein Zellleib beginnt sich zu dehnen und zu strecken, und plötzlich sehen wir an einer Stelle seines Körpers einen protoplasmatischen Fortsatz, ein sogenanntes Scheinfüßchen (Pseudopodium), vorstrecken. Immer mehr Zellstoff strömt nach, und indem sich dieser Vorgang der Scheinfüßchenbildung an einer anderen Stelle wiederholt, kriecht die Amoebae langsam auf ihrer Unterlage umher. Die Gestalt solcher Scheinfüßchen ist bei den einzelnen Arten solcher Wechselftierchen eine recht verschiedene. Wir unterscheiden breite lappige, finger- oder dornförmige, lange fadenförmige und endlich verästelte, netzförmige Pseudopodien. Wie aber auch die Form der Scheinfüßchen sein mag, ihre Bildungs- und Wirkungsweise ist stets die nämliche.

Während bei den Amoeben und ebenfalls bei den nahe verwandten Schalenträgern (Foraminiferen) die Pseudopodien nur zum Zwecke der Fortbewegung, der Nahrungsaufnahme usw. gebildet, dann aber wieder, ohne eine Spur zu hinterlassen, eingezogen werden, gibt es andere Urtierchen, ich erinnere nur an die gretlichen, kugelförmigen Sontentierchen (Heliozoen), deren Scheinfüßchen eine größere Konstanz besitzen, von festen Skeletteilen gestützt sind und während des ganzen normalen Lebens bestehen bleiben. Nur zu Zeiten der Fortpflanzung oder wenn sich die Sontentierchen zu einer längeren Ruheperiode anschicken und ihren Körper mit einer festen Hülle gegen schädliche Einflüsse umgeben, werden auch diese Scheinfüßchen rückgebildet.

Gerade an den Pseudopodien der Sontentierchen läßt sich noch eine andere Art der Bewegung, die sogenannte Körnchenströmung, sehr klar beobachten. Bekanntlich besteht das Protoplasma aus einer helldurchscheinenden, zähflüssigen Grundsubstanz und zahlreichen darin eingebetteten Körnchen, die sich durch ein sehr starkes Lichtbrechungsvermögen auszeichnen. Wenn man nun ein solches Scheinfüßchen aufmerksam betrachtet, sieht man, wie an der einen Seite des Pseudopodiums die kleinen Körnchen in rubelosem Eifer vom Körper des Tierchens fortströmen. Am Ende des Fühchens angelangt machen sie dann plötzlich Kehrt und wandern auf der anderen Seite wieder zum Zelleibe zurück. Das ist ein ständiges Krabbeln und Krabbeln wie in einem Ameisenhaufen. Bald eilen die Körnchen schnell dahin, bald verharren sie, dann überholt eins die anderen, um im nächsten Augenblick regungslos stillzustehen, so daß neue die Führung übernehmen und geschäftig an ihm vorüber-eilen. Unwillkürlich gewinnt jeder zuerst den Eindruck, daß die Körnchen sich selbständig fortbewegen; in Wahrheit geschieht aber ihre Ortsveränderung rein passiv und ist lediglich ein Ausdruck, eine Folge der Strömungen des Zellstoffes.

Wir erwähnten oben bereits, daß außer den echten Wechselftierchen auch noch die Schalenträger sich mit Hilfe von Pseudopodien kriechend fortbewegen. Daneben beobachtet man bei diesen Tieren aber auch noch eine andere Art der Ortsveränderung. Wenn man in einem kleinen Wasserglase zahlreiche Schalenträger hält, die man

ja bereits mit unbewaffnetem Auge zu erkennen vermag, dann sieht man, wie von Zeit zu Zeit einige sich vom Boden des Glases lösen und von unsichtbaren Kräften getrieben an die Oberfläche steigen. Nachdem die Tierchen ein Weichen hier geschweht haben, sinken sie wieder langsam auf den Grund. Wie eingehende Untersuchungen gelehrt haben, geschieht dieses Auf- und Niedersteigen durch eine Veränderung des spezifischen Gewichtes. Die Tierchen scheiden nämlich bisweilen in ihrem Innern kleine Gasbläschen aus, wodurch ihr spezifisches Gewicht geringer als das des Wassers wird. Die Folge ist natürlich, daß sie an die Oberfläche getragen werden. Wird dort das Gas wieder aus dem Körper ausgeschieden, so nimmt ihr spezifisches Gewicht zu und sie sinken zum Boden herab. Auch das Auf- und Niederschweben der berühmten Noctiluca miliaris, eines Urtierchens der Meere, beruht auf dem gleichen Vorgange. Bei günstiger Witterung steigen die Noctilucen oft in so ungeheurer Menge an die Oberfläche des Wassers, daß am Tage das Meer dann auf weite Strecken hin wie mit einem dicken röllichen Brei bedeckt erscheint. Senkt sich endlich die Dunkelheit der Nacht hernieder, dann genießt der entzückte Beobachter das untergeflüchte Schauspiel des Meerleuchtens. Nahen sich jedoch Stürme, Regen oder Kälte, so entziehen die Tierchen wieder zu jenen fernern Regionen, in denen ihnen kein Unwetter etwas anzuhaben vermag.

Die Noctilucen gehören zu den Geißelinfusorien oder Flagellaten und besitzen wie alle Angehörige dieser Klasse lange, peitschenförmige Fortsätze, die sie geschickt zum Schwimmen benutzen. Bei den sogenannten Wimperinfusorien oder Ciliaten finden wir an Stelle der Geißeln den Körper mit einer großen Anzahl seiner Härchen, den Wimpern oder Cilien, bedeckt. Auch diese sind Bewegungsorgane, die durch ihre wellenförmigen, schlagenden Bewegungen die Tiere schnell und sicher durch das Wasser tragen.

Auch in dem Körper der höheren Tiere und des Menschen treffen wir noch auf freibewegliche Zellen, das sind die männlichen Geschlechtszellen oder Spermatozoen und die weiblichen Blutkörperchen oder Leukozyten. Bekanntlich enthält unser Blut zwei verschieden geformte Elemente, die roten und die weißen Blutkörperchen. Während die roten Blutkörperchen keiner selbständigen Bewegung fähig sind, sondern nur von dem Blutstrom durch die Adern getragen werden, vermögen die Leukozyten gleich Amoeben, mit denen sie überhaupt große Ähnlichkeit aufweisen, umher-zukriechen, ja sogar den Blutstrom zu verlassen und weit in die einzelnen Gewebe des Körpers einzuwandern. Das ist für unsere Gesundheit von großer Bedeutung; bilden doch die weißen Blutkörperchen gewissermaßen eine natürliche Sanitätswache, die alle schädlichen Erzeugnisse des Stoffwechsels, in den Körper eingedrungene Krankheitserreger usw. auffressen und so unschädlich machen.

Während die Leukozyten ihre Wanderungen mit Hilfe des Scheinfüßchens ausführen, vollzieht sich die Fortbewegung der männlichen Spermazellen in der gleichen Weise wie bei den Geißelinfusorien mittels schlagender Bewegungen einer kräftigen Geißel, des sogenannten Schwanzfadens. Ja, bei manchen niederen Tieren, z. B. bei den Schwämmen, haben sich auch noch die Eier einen Rest von freier Beweglichkeit bewahrt und kriechen wie Amoeben umher. In sehr merkwürdiger Weise wird die Ortsveränderung bei gewissen parasitischen Urtierchen, den Gregarinen, und ebenfalls bei einigen einzelligen Pflanzen, den Diatomeen, bewirkt. Wenn man eine solche Gregarine unter dem Mikroskop verfolgt, dann bemerkt man, wie sie sich langsam aber stetig in einer bestimmten Richtung vorwärtschiebt. Dabei gewahrt man an dem Körper des Tierchens auch nicht die geringste Veränderung oder Bewegung, die dieses Vorwärtsgleiten erklären könnte. Lange Zeit blieb der Mechanismus dieser Bewegung vollständig in Dunkel gehüllt, bis man endlich beobachtete, daß in ausgeschiedenem Schleim das treibende Moment liegt. An dem hinteren Körperende des Tierchens befinden sich nämlich zahlreiche rillenförmige Furchen, in deren Grunde ein zäher, klebriger und nach der Ausscheidung rasch erstarrender Schleim gebildet wird. Da sich nun dieser Schleim sofort an der Unterlage festsetzt und immer neuer gebildet wird, entsteht mit der Zeit ein länger und länger werdender Schleimspiegel, der die Gregarine allmählich in einer bestimmten Richtung vor sich herschiebt. Daß die Tiere bei dieser umständlichen Art der Fortbewegung nicht zu den Schnellläufern gehören, bedarf kaum der Erwähnung. Wenn ich nicht irre, hat man den Weg, den die Gregarine in einer Stunde zurückzulegen vermag, auf einen Millimeter berechnet.

Zum Schluß sei endlich noch der wichtigsten Art der tierischen Bewegung, der Muskelbewegung, gedacht. Während das undifferenzierte Protoplasma, wie wir sahen, die Fähigkeit besitzt, sich nach allen Himmelsrichtungen auszudehnen, ist bei der Muskelzelle eine gewisse Beschränkung eingetreten, sie vermag sich nur noch in ihrer Längsrichtung zu strecken und zusammenzuziehen. Dadurch wird aber gleichzeitig eine sehr viel größere Energie und Schnelligkeit der Bewegung ermöglicht. So finden wir denn, daß bei allen vielzelligen Tieren die Bewegungen durch Muskelgewebe ausgeführt werden. Auch bei der Protozoenzelle kommt es, bei den höchsten Urtierchen wenigstens, bisweilen zur Ausbildung von kontraktilen Fasern, die ebenso wie die Muskelfasern nur noch eine Streckungsrichtung besitzen.

Kleines feuilleton.

Das Wort von Waterloo. Vor 92 Jahren, zwischen dem 17. und 19. Juni, fand in Waterloo, drei Meilen von Brüssel, der gewaltige Kampf statt, in dem Napoleon von vielen Kleinen besiegt wurde, um dann in englischer Gefangenschaft zu sterben. Des furchtbaren Massenschlachts wird in der gutgesumten Presse — wofern sie den „nationalen Festtag“ nicht vergessen hat, mit entsprechendem patriotischen Jubel gedacht, ist doch auch am 17. d. M. die famose Friedenskonferenz eröffnet worden, deren Paragraph eins lautet: „Abgerüstet wird nicht!“ Nun auf die ganzen früheren Erfolge und die späteren der Konferenz in Haag, die am Waterlooage eröffnet wurde, kann man recht wohl das bekannte *Mot de Cambronne* anwenden, jenes Wort, das im Französischen mit *M...* anfängt und in Deutschen mit *Ch...*, das Wort, das Ritter Götz von Berlichingen angeblich auch gebraucht haben soll. Wie es geschichtlich mit dem Ritter mit der eisernen Hand steht, ist nicht klar; näher liegt uns noch die Waterloozeit. Viele haben über das *Mot de Cambronne*, jene deutliche Keuzerung des französischen Generals, geschrieben, Generale, Abgeordnete, zwei Grenadiere, Viktor Hugo u. a. Dem General wird die schöne Phrase zu geschrieben: „Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht.“ Nach anderen hat er anders geantwortet, als die Engländer bei Waterloo ihn und die Gardegrenadiere zur Uebergabe aufforderten. Was hat man nicht von anderen, von Bestunterrichteten von General Cambronne selbst erfahren? Darüber berichtet Henry Houssaye in seinem Buche 1814—1815 mehreres. Nach ihm hat Cambronne stets den schönen Satz verleugnet, der allerdings eher nach einem Geschichtswerte aussieht, als nach Schlächgetümmel. Houssaye schreibt: „In Wirklichkeit hat Cambronne niemals schriftlich protestiert, in seiner Gegenwart aber durfte man den Prachtsatz von der Garde nicht sagen. Fragte man ihn geradezu, so antwortete er mit einem *Rein*“. Fünfundzwanzig Tage nach der Schlacht von Waterloo wurde der General verwundet und als englischer Gefangener nach Ashburton gebracht. Er war dort mit anderen Kameraden, die ihn wegen seiner Haltung in der Schlacht priesen und wegen seiner stolzen Antwort: „*la Garde meurt et ne se rend pas*“. Darauf Cambronne: „Es tut mir leid, aber ich habe das nicht gesagt, ich habe *was anderes* geantwortet.“ Im Jahre 1821 war er Kommandant in Lille. Auf Befragen des Oberstleutnants Magnant hat der General abermals erklärt, er habe jenen großartigen Satz nicht gesagt, obwohl er unter seinem damals in der Stadt verlaufenen Porträt stand und in den Geschichtsbüchern. Also mit dem schönen Satze, der noch in dem ebenso schönen Liede „Wir sind die Garde“ widerhallt, ist es nach Cambronne nichts. Es steht dem alten Haudegen, dem es mit dem Schreiben so schlecht ging wie Blücher, gar nicht ähnlich, als hätte er dergleichen getan, er sagte einmal, „in solchen Augenblicken hat man keine Zeit zu Phrasen“, was man ihm glauben kann. Was nun das famose „Wort“ angeht, das auch Götz gebraucht haben soll, so ist es wahrscheinlich jenes „*was anderes*“ gewesen, was Cambronne geantwortet hat. Der Sekretär der späteren Frau des Generals, de la Vallée, der nach dem Diktat seiner Witwe eine kurze Lebensbeschreibung verfaßt, berichtet darüber:

„Ergebt Euch, riefen die Engländer. Eine entschiedene Verneinung war Cambrones Antwort, und mit diesem unsterblichen Worte, das die Geschichte nicht wieder sagen kann, aber jeder kennt, stürzte er an der Spitze der Grenadiere voran.“ Der General hat später, als Mann einer Engländerin und von Ludwig XVIII. zum Vicomte gemacht, sein rauhes Soldatensein vergessen, als seiner Mann gelten wollen. Möglich, daß er deshalb auch sein „Wort“ abgeleugnet hat, es wird aber wohl eben jenes „*was anderes*“ gewesen sein, und in seinem Wesen wird es das Andenken an die Massenschlacht bei Waterloo immer überleben.

Literarisches.

Jeppe Kajjær, der Verfasser der Erzählung, mit deren Abdruck wir heute beginnen, ist neben dem ihm geistig nahe verwandten Johan Skjoldborg derjenige unter der neuen Generation dänischer Schriftsteller, der mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe das Leben der Landarbeiter, der Händler und Bauern seiner engeren Heimat schildert. Die Menschen selbst, ihr Kampf mit des Lebens Not im Gegensatz zu der satten Zufriedenheit und dem hochmütigen Wesen der Wohlhabenden treten uns lebendig vor Augen.

Kajjær ist wie Skjoldborg Nute. Seiner engeren Heimat sind seine Werke entprossen. Seine Menschen sprechen einen jütlandischen Bauerndialekt, der sich stark von der dänischen Schriftsprache unterscheidet. Daß sie kein Blatt vor den Mund nehmen und sich oft recht starker Worte bedienen, kann nicht wunder nehmen. Auch in dieser Hinsicht nichts zu verschleiern und nichts zu verwigeln, ist Grundzug des Verfassers. Wer die „rohen Kraftbrühen der Natur“ nicht vertragen kann, für den sind seine Bücher nicht geschrieben.

„Frederik Tapbjergs Flovgilde“, wie der dänische Titel unserer Erzählung lautet, ist einer Sammlung „Heideerzählungen“ entnommen, die unter dem Titel „Badmelsjoll“ — „Leute in Klaus-Weidern“ — erschienen ist.

Es ist der unfruchtbare Sand der sich weithin erstreckenden „Wltheide“ im westlichen Jütland, dem Frederik die für seinen armen Haushalt nötige Nahrung abzurufen versucht. Auf der einen Seite sehen wir die wohlhabenden Bauern, die ihr fruchtbares Land mit

den besten Betriebsmitteln bearbeiten lassen, auf der anderen jenen bitterarmen Händler, der wieder Tagelöhnerarbeit suchen und die Bauern anbetteln muß, daß sie ihm seinen armeneligen Sauboden umpflügen. Der Landesfütte entsprechend muß er sie dafür auf's Beste bewirken, während er selbst mit Frau und Kindern hungert.

Daß der Sozialismus in dieser Erzählung hineinspielt, daß ein Anflug von Furcht vor dieser Agitation, von Haß gegen ihre Träger bei den Bauern zutage tritt, ist bei der Stärke der sozialistischen Bewegung in Dänemark selbstverständlich.

Von größeren Werken Jeppe Kajjærs sei hier besonders sein Landarbeiterroman „Vredens Vörn“ — „Kinder des Zornes“ — erwähnt, die Geschichte eines Dienstknechtes, der in hartem Kampfe um sein körperliches und geistiges Leben Erkenntnis der allgemeinen sozialen Mißstände erlangt, seine Leidensgenossen zu organisieren sucht, aber schließlich der heimtlichen Misere entflieht, um sich jenseits des Ozeans ein besseres Leben zu erringen.

Kajjærs neuestes, vor kurzem erschienenes Werk führt den Titel „Paa Aftagt“ — „Auf dem Altenteil“. — Es ist die Geschichte eines alten Bauern, der sein Gut dem Schwiegersohn hinterlassen hat und nun gleichsam das Gnadenbrot genießt, mit seinem alten Weibe alle die Leiden ertragen muß, die hunderten seinesgleichen ringsherum im Lande von hartherzigen Verwandten geboten werden.

Medizinisches.

Die Haut als Gesundheitswächter. Einer der berühmtesten lebenden Aerzte hat jüngst einmal ausgesprochen, daß das Wesen der Krankheit so oft mißverstanden werde. Die Krankheit sei an sich für den Menschen keine Geißel, sondern eine Wohltat, ein Ausdruck des körperlichen Ringens nach Gesundheit, und wenn es keine Krankheit gäbe, würde jede Störung des Gesundheitszustandes tödlich sein. So ungewohnt diese Anschauung den meisten sein wird, werden sie ihre Berechtigung bei einigem Nachdenken doch anerkennen. Außerdem lassen sich viele Tatsachen zu ihrer Bekräftigung anführen; nehmen wir beispielsweise die Erscheinung des Hautausschlags bei den Masern oder beim Scharlach. Würde dies äußere Merkmal der Krankheit fehlen und diese sich lediglich in den inneren Organen abspielen, würde es ferner gar ein Fieber nicht geben, das geradezu mit physikalischer Genauigkeit die Höhe der Krankheit zu messen gestattet, so würde die Lage der Patienten weit gefährlicher sein. Die Haut verrät gewissermaßen das Amt eines Gesundheitswächters, indem sie bei vielen Erkrankungen zuerst auf das Vorhandensein, auf die Art und vielfach auch auf den Ursprung einer Erkrankung hindeutet. Ein Arzt an einem Krankenhaus für Hautkrankheiten und Krebs in New-York, Dr. Bullley, hat über die Warnungssignale, die von der Haut ausgehen, einen lehrreichen Aufsatz im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung veröffentlicht, worin die Krankheitserscheinungen, die sich an der Haut zeigen, ziemlich vollständig berücksichtigt sind. Wenn von der Syphilis abgesehen wird, die ja unter den Hautkrankheiten eine ganz besondere Stellung einnimmt, so beginnt die Erörterung mit dem Ekzem, einer Krankheit, die im Deutschen gewöhnlich als nässende Hautflechte bezeichnet wird. Dr. Bullley weist gerade an diesem Beispiel nach, wie die Behandlung einer Hautkrankheit zu einem bedenklichen Mißerfolg führen kann, wenn sie eben lediglich als Hautkrankheit, nicht aber gleichzeitig als Merkmal einer Erkrankung des ganzen Organismus aufgefaßt wird. Er behauptet, das Ekzem sei fast immer ein Zeichen nervösen oder physischen Zusammenbruchs, und eine sorgfältige Untersuchung des Kranken werde oft schwere Irrtümer in seinen Lebensgewohnheiten aufdecken, deren Fortsetzung eine dauernde Heilung an sich unmöglich machen würde. Eine sehr große Verbreitung besitzt eine andere Hautkrankheit, die von der Wissenschaft als Akne, im Volksmund gewöhnlich als Finne bezeichnet wird. Sie wird in vielen Fällen auf die leichte Achsel genommen und als eine unangenehme Begleitererscheinung gewisser jugendlicher Jahre betrachtet, während sie oft als ein Warnungssignal aufgefaßt werden sollte, dessen Vernachlässigung recht unklug sein würde. Sie deutet nämlich häufig auf schwere Stoffwechselstörungen, die mit Fehlern in der Ernährung und in der Lebensweise zusammenhängen. Auch hier sollte sich also der Arzt nicht lediglich als Spezialist verhalten, der ein örtliches Leiden örtlich zu kurieren hat, sondern als ein Arzt den ganzen Menschen. Noch leichtsinniger ist das Urteil über die Schuppenflechte, die man zuweilen sogar geradezu als einen „Gesundheitsausschlag“ hingenommen hat, weil so viele Leute dabei, wenigstens für einen oberflächlichen Beobachter, völlig gesund erscheinen. Hier ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß ein wiederholtes Auftreten dieser Flechte zu größerer Nervenerschöpfung führen kann. Dasselbe wäre von anderen krankhaften Veränderungen der Haut zu sagen, die nicht sämtlich genannt werden können. Nur eine sei noch hervorgehoben, die gleichfalls häufig in ihrer Bedeutung unterschätzt wird, nämlich das Auftreten von Hautgeschwüren. Mit Bezug auf diese heißt es gewöhnlich ganz einfach, es sei eine kleine Verunreinigung an einer winzigen Verletzung der Hautoberfläche geschehen, und der dadurch verursachte Vorgang habe weiter nichts zu bedeuten. Man sollte aber daran denken, daß das Vorhandensein der Eiterbakterien immer eine starke Gefahr weiterer Ansteckung bedeutet, und daß man sich darum doch mit diesen Dingen mehr in Acht nehmen sollte, als es gewöhnlich geschieht. Bei wiederholtem Auftreten müßte der Arzt auch das Mlaemein befinden in den Bereich seiner Untersuchung ziehen

Aus der Pflanzentwelt.

— **Einheimische Pflanzen als Zimmerblumen.**
 Einheimische Pflanzen im Zimmer zu pflegen wird wenig geübt und doch ist dies eine Beschäftigung, die weit über den Rahmen einer Liebhaberei oder gar Spielerei hinausgeht. Gerade der Großstädter, der so selten mit der Natur in Berührung kommt, sollte jede billige Gelegenheit, mit der Natur vertraut zu werden, aufgreifen. Und eine solche Gelegenheit ist hier geboten. Soll der Erfolg nicht ausbleiben, so ist die Beachtung einiger Vorschriften unerlässlich, wovon im folgenden die Rede sein soll.

Zweckmäßig ist es, die Pflanzen nur während der Ruheperiode zu sammeln, wenn das Wachstum eben einsetzt. In voller Vegetation stehende Pflanzen zu sammeln, bringt selten andauernde Freude, meist auch dann nicht einmal, wenn die Pflanze unter größtmöglicher Schonung des Wurzelballens aus dem Erdreich entnommen wurde. Immerhin mag es gelingen, solcher Pflanzen Vegetationsperiode im Zimmer zu einem natürlichen Abschluß zu bringen; für eine weitere Pflege wird es diesen Pflanzen jedoch an der Kraft mangeln. Schonung des Wurzelballens ist auch dann zu empfehlen, wenn die Pflanzen während der Ruhe gesammelt werden. Um die Pflanzen während der Ruhe auch finden zu können, wird es oft empfehlenswert sein, sich während der Vegetationszeit den Standort der betreffenden Pflanzen so genau zu merken, daß er später sicher wieder aufgefunden werden kann.

Nächst dem Sammeln ist die Behandlung der Pflanzen im Zimmer der wesentlichste Punkt. Am besten wird stets derjenige dabei fahren, dem es möglich ist, den Standort der Pflanzen genau zu studieren. Wir müssen also danach trachten, die natürlichen Lebensverhältnisse der Pflanzen genau kennen zu lernen, um selbige dann auch den Pflanzen im Zimmer bieten zu können. Dies ist die Grundbedingung der Pflanzenkultur überhaupt, wird jedoch von vielen Pflanzenpflegern gar nicht genug berücksichtigt.

Wir untersuchen also den Standort der Pflanze genau. Wir sehen nach der Erde — gut ist es, wenn man von der Erde gleich genügend mitnehmen kann — wir beachten die Lage hinsichtlich der Sonne, in bezug auf die Temperatur und wir untersuchen sowohl die Boden- wie die Luftfeuchtigkeit. Dazu bedarf es keinerlei Instrumente, unser Auge und unser persönliches Empfinden werden dabei genügen. Aber man muß beobachten können.

Zeigt es sich, daß wir trotz vorsichtigen Sammelns bei der Zimmerpflege keinen rechten Erfolg haben, so können wir darauf bauen, daß wir — in 99 von 100 Fällen — die Pflanzen falsch behandeln. Da bleibt nichts übrig, als daß wir die natürlichen Lebensbedingungen eingehend studieren.

Es sind recht viele unserer einheimischen Pflanzen für eine jahrelange Zimmerpflege geeignet, von einer besonderen Aufzählung sei hier Abstand genommen; man versuche selbst. Nur einer besonders interessanten Pflanze, die wir gerade zur gegenwärtigen Zeit mit Erfolg ins Zimmer versetzen können, sei hier näher gedacht. Es handelt sich um eine Moorpflanze, die nicht zu den seltenen Erscheinungen zählt und von der wir ohne jede Gewissensstrümpel etliche Exemplare dem Standorte entnehmen können. Der Sonnentau, *Drosera*, ist gemeint. Die Pflanze ist als insektenfressende oder -fangende wohl allgemein bekannt. Von den verschiedenen Arten ist der rundblättrige am verbreitetsten.

Die Existenzbedingungen unseres Sonnentau sind an einem sonnig gelegenen Fenster leicht beschafft. Viel Feuchtigkeit von unten, viel Sonnenlicht von oben, das ist es, was bei der Kultur dieser Pflanze berücksichtigt werden muß. Wir verwenden niedrige, das Wasser nicht durchlassende Schalen, etwa Topfuntersätze, als Kulturstätte. Die Schalen erhalten einen kleinen Hügel von sandiger Erde, auf diesen werden die unter größter Schonung des Wurzelvermögens gesammelten Pflanzen gesetzt. Die Läden werden mit Moos ausgefüllt, welches vom Standort des Sonnentau mitgebracht wurde. Je nach Größe der Schale wählen wir die Anzahl, wobei wir beachten, daß sich die Pflanzen gegenseitig nicht beeinflussen. Die Schale wird dann vor das sonnige Fenster gestellt und gut bewässert. Das Wasser in der Schale darf nie vollständig verdunsten. Sand und Moos müssen stets feucht sein. Es ist nicht zu befürchten, daß das Wasser faul wird, weil die fortwährende Verdunstung ständige Erneuerung bedingt; außerdem sorgt auch der Sandhügel für die nötige Reinigung.

Die im Sommer erscheinenden zierlichen blendend weißen Blüten sind eine angenehme Zugabe; zur Hauptsache ist es uns um die eigenartige Blattrosette der Pflanze zu tun. Wenn wir kleine Mücken fangen und diese auf die Blätter setzen oder winzige Brocken geschabten rohen Fleisches an Stelle der Mücken nehmen, dann können wir die interessanten Erscheinungen der Drüsen- und Blattbewegungen verfolgen. Hin und wieder gelingt es auch den Blättern, selbst einen Fang zu erwischen.

Etwa im Oktober beginnen die Pflanzen abzustorben. Sie bilden je eine Winterrosette, welche im Frühjahr wieder zu treiben beginnt. Im Winter wird die Anlage mäßig feucht gehalten und an heller Stelle im Zimmer aufbewahrt; ein kühler Ort ist dem wärmeren dann vorzuziehen.

Technisches.

Ein neues elektrisches Licht. Ein junger amerikanischer Elektrotechniker, Moore, hat eine Erzeugungsart für elektrisches Licht

entdeckt, die als gänzlich neu bezeichnet wird. Von London aus wird mit ziemlichem Pomp verkündet, daß demnächst der Lichthof des dortigen Savoy-Hotels mit dem neuen Moore-Licht ausgestattet sein wird. Das Verfahren beruht nach einer Mitteilung von „English Mechanic“ auf der Erzeugung eines stetigen Leuchtens verdünnter Luft, die in einer Röhre durch einen elektrischen Beschleustrom glühend gemacht wird. Eine Glasröhre von nicht ganz fünf Zentimeter Durchmesser wird an dem Gewölbe des Lichthofes aufgehängt; sie besitzt die statische Länge von 60 Meter und endet auf der einen Seite in einen Behälter, aus dem sie den elektrischen Strom erhält. Der springende Punkt in der Erfindung soll in einem kleinen automatischen Ventil liegen, das die glühende Röhre immer wieder mit Luft speist. Durch die chemischen Veränderungen nämlich, die beim Durchgange des Stromes mit der verdünnten Luft geschehen, wird diese allmählich aufgezehrt. Wenn nun nicht neue Luft in ganz bestimmter beschränkter Menge zugeführt werden könnte, so würde das Licht erst ins Flackern geraten und dann erlöschen. Das erwähnte Ventil wirkt nun angeblich für die Röhre wie die Lunge für den menschlichen Körper. Wenn der Widerstand in der Röhre durch den Verbrauch einer gewissen Luftmenge herabgesetzt wird, so wird ein winziger Keil aus poröser Kohle selbsttätig aus einem Quecksilberbad gehoben und durch die feinen Öffnungen der Kohle dringt dann so viel Luft zu, daß die Füllung der Röhre wieder auf den früheren Grad gebracht wird. Sobald dies geschehen ist, sinkt der Keil, und dadurch wird die Außenluft von neuem gänzlich vom Innern der Röhre abgeschlossen. Angeblich soll das Licht so gut wie keine Hitze entwickeln und in der Farbe dem Tageslicht so nahe kommen, daß sogar Künstler dabei ihre Farben mischen und malen können. Diese Angaben würden darauf schließen lassen, daß Moore der Erfindung eines Ideallichtes sehr nahe gekommen ist, und man wird nun abwarten müssen, ob es mit seiner Erfindung nicht auch so geht wie mit den meisten anderen, die bei ihrem ersten Auftauchen die größten Erwartungen erregen, später aber lautlos verschwinden.

Notizen.

— **Gebhells dramatische Dichtung „Der Diamant“** gelangt im Laufe der nächsten Spielzeit im Neuen Schauspielhaus neu einstudiert zur Aufführung.

— **Wöcklins Gemälde: „Gefilde der Seligen“**, das von der Nationalgalerie einer Londoner Ausstellung deutscher Kunstwerke überlassen war, soll bei dieser Gelegenheit beschädigt worden sein. Jedenfalls ist das Bild zurzeit in der Nationalgalerie nicht zu sehen.

— **Die parodierte Denkmalsstiftung.** Im Zeitalter der Denkmalsstiftungen ist es ein ganz netter Einfall, einmal diese ertlauchte Modekrankheit zu persiflieren. Ein Mann von Bretzels Gnaden, Danny Gürtler, der ziemlich gute Gewandtheit im Bluffen sich angeeignet hat, läßt denn auch richtig ankündigen, daß er einen Auftrag für das erste Heine-Denkmal in Deutschland vergeben habe, das er in Köln errichten wolle. Diese huldvolle Geste des Kabarettisten — ist sie nicht wunderbar! Und schließlich: hat ein Sänger nicht mehr Recht, einem offiziell Verfehlten ein Denkmal zu stiften, als so manche anderen Leute, die unseren Blicken schlechte und lächerliche Konditorfiguren gleichgültiger Personagen aufnötigen?

— **Hundertjährige politische Zeitungen** gibt es im Deutschen Reich nach einer Arbeit, die Robert Kooz im „Zeitungsverlag“ veröffentlicht, im ganzen 115, wozu noch ein freies Angebotsblatt („Karlsruher Tageblatt“) und eine juristische Fachzeitschrift kommen. Von diesen Blättern gehören jetzt 84 der national-liberalen Partei an, 20 sind linksliberal, 21 „parteilos“, 14 bezeichnen sich als „amtlich“, 7 halten zum Zentrum, 3 zur freisinnigen Volkspartei und eins zur süddeutschen Volkspartei.

— **Staaten ohne Religionsunterricht.** Bisher ist nach der „Wiener Arbeiterzeitung“ in den folgenden Staaten der Religionsunterricht in den Volks- und Mittelschulen teils gänzlich abgeschafft, teils nur geduldet. Die Familien haben dabei für die Bestellung eines Religionslehrers selbst zu sorgen. Der Lehrer wird aber als Privatperson angesehen und darf weder dem Lehrkörper angehören, noch werden seine Notizen über Religion in den Schulzeugnissen berücksichtigt. Gänzlich abgeschafft ist der Religionsunterricht in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in den Niederlanden und in Frankreich. Fakultativ ist der Religionsunterricht in Italien, Schweiz, England und Belgien. In Frankreich ist ferner die Bestimmung getroffen, daß der Religionsunterricht nicht innerhalb der öffentlichen Schulräume abgehalten wird, auch dürfen die Lehrer weder ein bezahltes noch ein unbezahltes kirchliches Amt bekleiden. Außerdem darf der Religionsunterricht nur an dem schulfreien Donnerstag erteilt werden, um an den anderen Schultagen die Jugend nicht zu überbürden. Mehr als zwei Stunden in der Woche darf überhaupt kein Religionsunterricht erfolgen. In Japan war niemals Religionsunterricht als Lehrgegenstand eingeführt, sondern bleibt der häuslichen Erziehung überlassen. Dieser Tatsache kann es wohl zugeschrieben sein, daß dieses Land in völlig zurückgebliebener Umgebung aus eigener Kraft zu einem Kulturstaat erstarkt ist. Bemerkenswert ist ferner, daß unter den hier aufgezählten Ländern kein einziger deutscher Staat erscheint.